

Maj Güdel bringt uns das Handwerk der Posamenten näher; und sagt, was wir von unseren Ahnen lernen können. Zu Besuch im Webereimuseum.

Ums Überleben weben

Ratter, ratter, ratter, dröhnt es. «Das ist Musik gewesen für uns», sagt Maj Güdel. «Wenn der Webstuhl lief, war die Welt in Ordnung. Und während dem Weben konnten wir singen, überlaut, und es hat niemanden gestört.» Die 77-Jährige führt uns durch das Weberei & Heimatmuseum Ruedertal und bringt uns ein altes Handwerk näher: die Posamenterei, wie die Bandweberei im Jargon heisst. Es ist auch eine Zeitreise. In eine Zeit, wie man sie sich heute kaum mehr vorstellen kann: Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer Hungersnot im Land. Das abgelegene Ruedertal traf es besonders hart. «Ganze Familien sind verhungert.»

Dann kam die Heimbandweberei ins Tal. Und mit ihr Hoffnung. «Die Landwirtschaft hat zu wenig hergegeben zum Leben. Mit dem Nebendienst hat es gereicht. Wenn man fleissig war, hat man alle zwei Wochen 100 bis 300 Franken verdient.» Bis zu 180 Bandwebstühle sind zwischen 1845 und 1975 gelaufen in Schloss- und Schmiedrued. Die Bündeli wurden als Hosenschoner gebraucht, für Reissverschlüsse, zur Verstärkung und Verzierung von Hüten, für Korsetts, Buchrücken oder als Farbbänder für Schreibmaschinen.

«Wir haben auf einem der umliegenden Hügel gewohnt», fährt Maj Güdel fort. «Wir brauchten eine Stunde für in die Schule, mussten steil runter und durch den Wald. Vier Kühe haben wir gehabt, Äpfel verkauft und ab und zu mal ein Tierli. Zusammen mit den Bündeli hat es gereicht, dass niemand hungern musste.» Es sei fast nicht zu glauben, dass die Leute «fö cho» sind. «Suffizienz war damals selbstverständlich. Das Leben hat es einem gelehrt.» Sie sei dankbar, dass sie so aufwachsen durfte. «Jetzt bin ich in einer Überflusswelt und muss schauen, wie ich das ertrage.»

Das heutige Museum war damals der zentrale Umschlagplatz: das Fergglokal. Hier trafen sich die Heimweber und die Ferggmeister der Auf-

traggeber Bally Band in Schönenwerd und Huber in Oberkulm. Erstere lieferten die fertigen Bänder ab, Letztere händigten den Lohn aus. Und mit dem Lohn neue Aufträge und die Rohware dafür: Strangen aus Baumwollschnüren.

«Von den Strangen mussten die Schnüre zuerst auf eine Spule, damit man sie nachher als langen Faden aufwickeln konnte. Das war keine strenge Arbeit», erzählt Maj Güdel. Nach der Schule seien sie und ihre vier Geschwister selbstverständlich spulend gegangen. «Das war Kinderarbeit, die uns nicht geplagt hat. Nie über unsere Kräfte, aber wo wir helfen konnten, da halfen wir. Wir haben es schön gehabt dabei, haben gesungen und gelacht. Hören Sie mal, jede Holzspule hat ihre eigene Musik.» Sie lässt den Motor laufen. Es rattert hölzern.

Nach dem Spulen kamen die Fäden auf das Zettelgatter. «Hier läuft der Faden von der Spule durch den Fadenrechen auf die grossen Zettelrollen. Die Fäden mussten möglichst gleichmässig aufgewickelt werden. Weil unterschiedlich lange Fäden am Stuhl nicht sein dürfen», betont Maj Güdel. «Ans Zetteln durfte man deshalb erst, wenn man bewiesen hat, dass man ein zuverlässiger Mensch ist.» Die Zettel wurden im Webstuhl eingespannt; manche fassten 50 aufs Mal.

Mehrere Stühle sind im Museum ausgestellt; der älteste hat Jahrgang 1880. Es sind Ungetüme. «Geschlafen haben wir zu zweit und dritt in einem Zimmer. Denn der Webstuhl hat den schönsten und grössten Raum gebraucht», sagt Maj Güdel. Sie schaltet den Motor eines Webstuhls ein. Vier Schäfte rattern hoch und runter, das «Schiffli» saust hin und her und webt 50 Zettel zu 50 Bändern. Maj Güdel lächelt versonnen. Die Bündeli habe man aufgerollt und zusammengebunden, sagt sie. «Das war wie die Ernte einfahren. Es hat gewährleistet, dass wir etwas zu essen auf dem Tisch hatten.»

